

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographien

Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert

Häusser, Ludwig

urn:nbn:de:bsz:31-16275

Fast ängstlich wich er dagegen jeder Versuchung aus, sich in das öffentliche Leben hereinziehen zu lassen. Nach seinen Vorstellungen von einer intensiven und bleibenden Wirksamkeit legte er auf ein Gehörtwerden und Besprochenwerden in der Tagespresse nicht den geringsten Werth und empfand es keineswegs als eine Beschränkung, seine Gaben ausschließlich in seinem nächsten Beruf aufwenden zu müssen. Vielleicht, daß ein längeres Leben ihn in Stellungen geführt hätte, die auch mehr ein Hervortreten mit sich gebracht. Aber kaum vierzig Jahre alt, erlag er seiner rastlosen Thätigkeit. Am 17. Januar 1847 bestieg er zum letzten Mal die Kanzel. Bei einer Beerdigung an einem rauhen Wintertag holte er sich eine tödtliche Erkältung, die ihn am 2. Februar 1847 wegraffte. Die rührende Theilnahme und das nachhaltige Andenken, das die Gemeinde Karlsruhe ihm bis zur Stunde erhalten hat, zeugen nicht nur für den Werth des Mannes, sondern geben auch davon Zeugniß, daß der Beruf, dem er lebte, die tiefgehendsten und dankbarsten Wirkungen auszuüben vermag, wenn nur anders der Mann danach ist. Auch ist er ein Beweis, daß es heute so wenig als vormals in Sachen der Religion nöthig ist, durch weit verbreitete Schriften oder in's Auge fallende Thaten zu glänzen, um eine tiefgehende Wirksamkeit zu üben; die Kirche ist vielmehr der Platz, wo die ganze Persönlichkeit einzusetzen ist, und auf diese führt sich auch hier der große Erfolg zurück, der August Hausrath in seinem Kreise beschieden war. ❀

Ludwig Häusser.

Dieser als historischer Forscher, akademischer Lehrer und freigesinnter, hingebend thätiger Patriot gleich ausgezeichnete Mann wurde am 26. Oktober 1818 zu Gleeburg im Elsaß geboren, wo sein Vater reformirter Pfarrer war. Als dieser frühzeitig starb, zog die Mutter mit ihrem zweijährigen Knaben nach ihrer Vaterstadt Mannheim. Hier genoß er seine erste Ausbildung. Mit der Absicht, Philologie zu studieren, bezog er 1835 die Universität Heidelberg, wo Schloffer seinen Studien bald eine historische Richtung gab, Ostern 1838 die Universität Jena, wo Göttinger besonders auf ihn einwirkte; im Herbst desselben Jahres bestand er die philologische Staatsprüfung und habilitirte sich 1840 an der Universität Heidelberg als Privatdocent der Geschichte und Philologie, nachdem er in Paris fünf Monate hindurch historisch-philologischen Studien obgelegen hatte. Mit zwei kleineren Schriften („Ueber die teutschen Geschichtschreiber vom Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen“ 1839 und „Die Sage vom Tell auf's Neue kritisch untersucht“ 1840), begann er seine literarische, mit Vorlesungen über Geschichte der französischen Revolution, deutsche Cultur und Literatur, über römische und deutsche Geschichte seine Lehrerrhätigkeit. Seine Erfolge auf dem Katheder waren Anfangs bescheiden, seine Befähigung, einen historischen Stoff großen Umfangs zu bewältigen, bekundete zuerst die zweibändige „Geschichte der rheinischen Pfalz in ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen“ (1845), die ihm die Ernennung zum außerordentlichen Professor eintrug. Den Vorlesungen und selbständigen wissenschaftlichen Forschungen zur Seite ging eine eifrige Mitarbeit an der Allgemeinen Zeitung, die seit 1841 in ihrer Beilage regelmäßig eingehende Besprechungen neuer Werke geschichtlichen Inhalts, und mit dem Beginne regerer politischer Bewegung auch politische Artikel aus seiner Feder brachte. — Der „offene Brief“ König Christian VII. vom 8. Juli 1846 rief den Patrioten heraus auf den Kampfplatz, auf dem ihm eine so glanzvolle Laufbahn vorbehalten war. Seine feurige Flugschrift: „Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland, kurze Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses“ (1846) ließ er ausgehen mit einem Motto aus Umland: „Und wie man aus versunknen

Städten erhabene Götterbilder gräbt, So ist manch' heilig Recht zu retten, das unter wüsten Trümmern lebt". Mit Gervinus, Mathy, Mittermaier begründete er 1847 die „Deutsche Zeitung“, die eben vor dem Ausbruch der nationalen Revolution die Fahne des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung aufpflanzte, trat im November 1848 für kurze Zeit in die badische Kammer und hatte April 1850 als Abgeordneter für Heidelberg Gelegenheit, im Unionsparlament zu Erfurt das nationalpolitische Glaubensbekenntnis abzulegen, dem er ohne Wanken treu geblieben ist bis zum Tode. Auf eine großdeutsche Ergießung des Abgeordneten Reichensperger (Köln) antwortete der 32jährige Häuffer mit einer wahrhaft glänzenden Improvisation, die fast nach jedem Satze von lautem Beifall unterbrochen wurde. Der jugendliche Redner bekannte sich als Einem, der aus der deutschen Geschichte gelernt hat, „daß Preußen der Kern ist, an den der Krystall des deutschen Staates anschließen soll“; den Drohungen mit der Ungnade Oesterreichs erwiderte er: „Wenn Oesterreich im Widerspruch mit seiner eigenen Erklärung, mit seinem Programm von Kremser Deutschland an seiner Verjüngung hindern will, dann ist die große Streitfrage über das Verhältniß von Deutschland zu Oesterreich entschieden, dann hat Oesterreich über seinen deutschen Beruf den Stab selbst gebrochen“. Unter stürmischen Zurufen der Linken schloß er mit den Worten: „Es war der große Beruf Preußens, aus der großen Verwirrung, der Deutschland verfallen war, die verlorene Einheit wieder herzustellen. Preußen hat die Mission empfangen, die Wunden zu heilen, die das Mittelalter, die das Reichsfürstenthum Deutschland geschlagen hatte. Ich finde darin eine gerechte Nemesis der Dinge und ich würde es für ein Verbrechen an der Nation halten, wenn wir Preußen in diesem großen Berufe hindern wollten. Es ist noch kein Staat gegründet worden, wo nicht sich Eifersucht und andere Interessen dagegen geregt hätten, aber meine Zuversicht ist, daß was auch eine undeutsche, hemmende und lähmende Politik unternehmen möge, unser Werk zu hindern, das Ziel nicht verrückt werden wird; meine Zuversicht auf unseren endlichen Sieg steht unzweifelhaft fest. Es liegt noch in der Hand Derer, die das Ruder führen, daß diese Form eine Frieden und Sieg bringende, eine den deutschen Individualitäten entsprechende sei. Sorgen wir dafür, daß die Vollführung dieser Aufgabe nicht anderen Händen, die nicht so sorglich damit umgehen werden, anheimfallen möge. Wie an der Wiege der antiken Heroen die Schlangen sich regten, so wollen wir dem Beispiel des jungen Hercules folgen, der die Schlangen an der Wiege zerdrückt hat“. Mit solchen Gesinnungen ist Ludwig Häuffer in die Arena der deutschen Politik eingetreten, unmittelbar bevor sie sich ihm und seinen Gesinnungsgenossen auf ein Jahrzehnt verschloß. Im Erfurter Volkshaus hatten sich zum ersten Mal auf norddeutschem Boden zwei Gegensätze feindlich gemessen, aus deren Versöhnung zwanzig Jahre später die Neugründung des deutschen Reichs erwachsen sollte: das alte Preußen, das seinem eigenen Berufe widerstrebte, vertreten durch die Stahl, Gerlach und v. Bismarck-Schönhausen und das junge Deutschland, das seine beste Kraft daran setzte, dies Preußen zu seiner geschichtlichen Sendung zu bekehren. Die eine Rede vom 18. April stellte Häuffer in's Vordertreffen dieser Schaar. — Die Reaction, die nun begann, gewährte Häuffer zehn Jahre ungestörter Arbeit als Forscher und Lehrer. Mit rastlosem Fleiß und blendendem Erfolg hat er diese Muße benutzt. In diesen Jahren ist sein bedeutendstes Werk, die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“ vollendet worden und in denselben Jahren hat seine Wirksamkeit als Lehrer eine wahrhaft nationalpolitische Bedeutung erlangt. Am Anfang dieses Zeitraums zog er in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution“ (1851) die Summe der

Erfahrungen, welche das Land Baden als „Schauplatz revolutionärer Putsch“ in den Jahren 1848 und 1849 gemacht. Dies Buch hatte einmal den wissenschaftlichen Zweck, aus gedruckten und ungedruckten Quellen ein der objectiven Wahrheit möglichst nahe kommendes Bild von den Ereignissen jener Epoche zu entwerfen und sodann den politischen, die Lehren der beiden Parteien, durch deren unwillkürliches Zusammenwirken diese Ereignisse allein möglich geworden waren, an ihren Thaten und ihren Schicksalen zu messen. Die „Denkwürdigkeiten“ enthalten denn auch ein sehr werthvolles zeitgeschichtliches Material, das sonst ohne Zweifel zum größten Theil verweht und vergessen worden wäre und bieten zugleich zur Charakteristik der kleinstaatlichen Bureaucratie alten, wie des kleinstaatlichen Radicalismus neuen Stils einen überaus belehrenden Beitrag. Dem Verfasser haben sie viel Haß und Anfeindung eingetragen, nicht bloß bei denen, die den Blick in diesen Spiegel persönlich zu scheuen hatten, auch bei denen, die mit seinen Gesinnungen im Wesentlichen einverstanden, diese politische Todtenschau strenger fanden, als wir sie heute finden können. Der politische Standpunkt des Buches ist derselbe, den Häuffer zeitlebens vertreten hat. In der ehrlichen Durchführung des verfassungsmäßigen Rechtsstaates erblickt er das einzige Heil für sein engeres wie für sein weiteres Vaterland und in der vormärzlichen Politik des Bundestags die Ursache jener tiefen Erkrankung des Rechts- und Staatsgefühls, die die Regierenden lähmte, die Regierten zur Beute gewissenloser Verschwörer machte. Die unerschrockene und beredte Entwicklung dieses Gesichtspunktes war durchaus nicht empfehlend in den Augen der Gewalthaber, welche inzwischen in Frankfurt wieder eingezogen waren und daher kein Vorwurf ungerechter als der, den die Radicalen dem Verfasser machten, daß er unter dem Schutz und im Interesse der „rothen Reaction“ geschrieben habe. — Häuffer hatte mit seinem Lehrer Schlosser gemein die umfassende Vielseitigkeit des Studiums und den kulturgeschichtlichen Blick, den sittlichen Ernst der Gesinnung, die mannhafte Unererschrockenheit ihres Bekenntnisses und die feste Ueberzeugung, daß die einzige „Objectivität“, die dem Historiker ziemt, aus Wahrheitsliebe und Wahrheitsmuth bestehe. Er hatte vor seinem Lehrer voraus die kritische Methode, zu der ihn philologische Studien geschult und das Bedürfnis wie die Befähigung, durch Schrift und Wort auf das Leben der Nation einzuwirken. Die Methode ging Schlosser ab und das Heraustreten auf den Markt widerstrebte seiner Natur. — Gleich die Erstlingschriften Häuffer's über die deutschen Geschichtschreiber und die Tellsage zeugten von umsichtiger Quellenforschung und durchdringendem kritischem Blick, während die Darstellung, ob zwar lebendig und fesselnd, immerhin die Ungelenkheit des Anfängers verrieth. Die Geschichte der Pfalz bekundete in jeder Weise, wie erfolgreich der jugendliche Forscher an seiner eigenen Fortbildung gearbeitet; der zweite Theil dieses Buches ist insbesondere um seiner kulturgeschichtlichen Bestandtheile willen von ganz hervorragendem Werthe. Sein bedeutendstes Werk aber sollte auf einem ganz anderen Felde gezeitigt werden; die Vorarbeiten zu diesem sind enthalten in den zahlreichen Aufsätzen, welche Häuffer seit 1841 für die Beilage der Allgemeinen Zeitung lieferte und die jetzt in seinen „Gesammelten Schriften“ (2 Bde. 1869—1870) wieder abgedruckt sind. Seine Thätigkeit als kritischer Berichterstatter über die historische Literatur eröffnete er mit einem Programm, das wir in seinen eigenen Worten wieder geben wollen: „So hätten wir denn Historiker der Stube und Historiker des Salons — die Historiker des Lebens, scheint es, fehlen uns noch immer oder sind dünn gesät. Wenn die Geschichtschreibung der Nation näher treten soll als bisher, so muß es anders, ganz anders werden. Laßt uns nicht bloß Geschichte forschen, wir wollen sie auch schreiben und wenn wir sie schreiben, so geschehe es aus dem Leben, nicht bloß

aus dem todtten Buchstaben der bestaubten Folianten. Euch, ihr Männer der Geschichte kann es dann gelingen, die Nation zu emancipiren von der bisherigen Despotie ausschließlicher Speculation und Contemplation, die uns dem Kreise des Lebens entrückt; euch wird es möglich werden, uns zu retten vor dem Abgrund jenes schauerlichen Materialismus, dem unser geistiges Leben seit zehn Jahren und länger immer näher und näher treibt. Aber daß man euch verstehe, müßt ihr vor Allem menschlich reden". Unter dem Eindruck der ganz verunglückten deutschen Geschichte von Pfister hatte Häusser diese Worte niedergeschrieben. Ihn leitete das Gefühl, daß die Zeit gekommen sei, wo sich entscheiden müsse, ob wir eine Geschichtschreibung erlangen würden, die der Wissenschaft und der Nation gleichmäßig Genüge leiste, oder nicht. Der Proceß, der uns die nationale Geschichtschreibung reifen ließ, ihre Forschung zur streng methodischen Wissenschaft, ihre Darstellung zur Kunst heranbildete, war im vollen Gange, als Häusser jene Aufsätze schrieb und einer seiner fleißigsten, begabtesten Förderer war er selbst. Bei der Besprechung der Werke von Dahlmann, Wachsmuth, Rommel, Stenzel, Schlosser, Ranke, Droysen und Sybel finden wir überall dieselben Fragen gestellt und beantwortet: erstens: was hat die Forschung an Aufschluß neuer Quellen, die Ermittlung der sachlichen Wahrheit an methodischer Sicherheit, an ausgemachten Ergebnissen gewonnen? und zweitens: was hat die Nation dabei heimgebracht an Bildung ihres historischen Sinnes und ihrer Einsicht in den Geist der Geschichte, an Mitteln zur Lösung der Probleme der eigenen Zeit, in der ja die Vergangenheit fortlebt unter tausend Gestalten, was hat die Literatur gewonnen an Förderung der Kunst und des Geschmacks historischer Darstellung? — So gewähren diese Aufsätze ein Bild von den Lehr- und Wanderjahren unserer Geschichtswissenschaft. Der Aufschwung unserer historischen Studien seit den vierziger Jahren wiederholt im Kleinen das Schauspiel, das der Befreiungskampf unserer Dichtung im 18. Jahrhundert im Großen aufgeführt. Er bethätigt sich einerseits in einer energischen Auflehnung gegen die Herrschaft französischer Geschichtsklitterung und andererseits durch ein erfolgreiches Streben nach Verbindung streng wissenschaftlicher Methode mit dem Adel künstlerischer Gestaltung. An dem Kampf gegen die französische Nationallegende hat Häusser als einer der Ersten höchst entschiedenen Antheil genommen. Als er seit April 1845 seine geharnischten Artikel gegen Thiers' Geschichte des Consulates und des Kaiserreiches drucken ließ, da war der deutsche Büchermarkt noch beherrscht von der französischen Waare, die napoleonische Zeit ward im ganzen ehemals rheinbündischen Deutschland noch beurtheilt im Sinne jener bonapartistischen Memoiren, die das Strahlheim'sche Sammelwerk, „herausgegeben von einem ehemals kaiserlich französischen Officier“ im bequemsten Taschenformat unter der Masse verbreitete; die Jugend wußte aus den Gesprächen der Väter nicht anders, als daß die Sonne aller Freiheit und Gloire im Westen aufgegangen und daß der größte Mann aus dem Volke, der, wenn ihn die Höflinge nicht verdorben, und die Eifersucht der alten Höfe nicht immer wieder zum Kriege gezwungen, ganz gewiß der Stifter des ewigen Friedens geworden wäre, nur gestürzt worden sei durch den Verrath des Generals York und durch die Fahnenflucht undankbarer Vasallen. Durch das großartige Werk von Thiers erhielt diese Auffassung einen Classiker von wuchtiger Autorität. Dagegen that ein nationaler Anti-Göze noth. Der ist Häusser geworden durch seine deutsche Geschichte. Wie er sich dazu gerüstet, wie er seine Vorstudien gemacht, das zeigen diese Aufsätze, denen kein irgend nennenswerther literarischer Beitrag zu seinem Zwecke entgangen ist. „Was Napoleon bei Zeitgeschichten als mißlich bezeichnet hat“, sagt Häusser, „die Nähe der Zeiten“ mit allen Verkehrtheiten und leidenschaftlichen Stimmungen, mit ihrer vollen reichen Ausfaat von Lüge und Irrthum, das

ist bei seiner eigenen Geschichte in einem ungewöhnlichen Maße eingetroffen und es gehört eine mit dem dreifachen Erz der unbefangenen Wahrheitsliebe umpanzerte Brust, ein unbestechlicher Stoicismus der historischen Kritik dazu, aus dem Wust der bewußten und unbewußten Verdrehung bis zum festen Kern der geschichtlichen Wirklichkeit vorzudringen.“ Wie sehr das damals richtig war, ist uns heute kaum mehr bewußt. Man braucht nur die gründliche Verschiedenheit der Auffassung sich zu vergegenwärtigen, die Schlosser und Häusser von Napoleon haben, und man schaut Häusser's kritisches Verdienst im vortheilhaftesten Lichte. — Mit derselben Entschiedenheit, mit der er den Napoleonscultus als Forscher und als Patriot bekämpfte, bezeichnete er von Anfang an Preußen als den Staat, der sich im Kampfe gegen die Fremdherrschaft das Recht auf die Führung der Nation erobert habe. Die Aufsätze über das Leben von Kostiz, Berthes und Stein, über Höpfner's Krieg von 1806 und 1807, Droysen's, Graf York, die Memoiren von Wolzogen, v. Müller, v. Marwitz und Krauseneck, Barnhagen's Bülow v. Dennewitz und Beizke's Geschichte der Freiheitskriege bezeugen den Geist, in dem er die Zeit der Fremdherrschaft und der Erhebung durchforscht, als er das Material zu seinem eigenen Werke sammelte. Aus den Quellenwerken, die insbesondere seit 1840 in überraschender Fülle erschienen waren, und später auch aus den Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, war die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“ geschöpft, deren erste Auflage in 4 starken Bänden 1854 erschien, und die seitdem noch zwei Mal durch ihn selbst, zum vierten Mal nach seinem Tode (1869) herausgegeben worden ist. — Der Untergang des heiligen römischen Reichs deutscher Nation und die Neugründung der deutschen Staatenwelt war in diesem Buch zum ersten Mal gründlichst erforscht und so erschöpfend dargestellt, als das mit den damals erreichbaren Mitteln möglich war. Allgemeines Aufsehen erregte die Vielseitigkeit des Schilderungstalentes, das mit gleichem Geschick den Gang verwickelter diplomatischer Verhandlungen, wie den schwieriger militairischen Operationen darlegte, um bei der Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten und der herrschenden Stimmungen sich dem ganzen Behagen einer echten Künstlerseele zu überlassen. Die historisch-politischen Ergebnisse des Buches haben im großdeutschen Lager lebhafteste Angriffe hervorgeufen; um Häusser, dem die Forschungen Sybel's machtvoll zur Seite getreten waren, zu widerlegen, wurden aus den Wiener Archiven in immer wachsender Zahl Urkunden veröffentlicht, die sonst vielleicht nie bekannt geworden wären; in allen principiell wichtigen Fragen haben diese Veröffentlichungen bestätigt, was sie widerlegen sollten, bloß in Einzelheiten berichtet und vervollständigt, was ohne Kenntniß derselben nur unzulänglich darzustellen war. Heute werden auch politische Gegner ihm den Ruhm aufrichtiger Wahrheitsliebe und strengen Rechtsinnes nicht mehr streitig machen; die Wissenschaft aber ist ihm das Zeugniß schuldig, daß er sehr häufig ohne Urkunden richtig errathen, was später erwiesen ward, niemals aber mehr behauptet hat, als er beweisen konnte. — Das Buch war bedeutend durch das, was es wissenschaftlich leistete, noch bedeutender durch die Zeit, in der es erschien, durch den Geist, den es athmete. — Auf den Vorwurf, daß es seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts an Enthusiasmus für „Deutschheit und deutsches Heldenthum“ gebreche, hat der alte Schlosser in einer Vorrede vom Juni 1859 erwidert, „dies zu ändern habe ich nicht für gut befunden, denn ich habe diesen Enthusiasmus nie empfunden“. Sein Schüler Häusser war erfüllt von warmer Begeisterung für sein Volk; jede Seite auch dieses Buches legt davon hereditäres Zeugniß ab und dadurch wurde es zu einer nationalen That, deren Segen gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Das Deutschland der fünfziger Jahre bedurfte einer

geistigen Wiedergeburt, die ihm hinweghalf über die Verlogenheit seiner öffentlichen Zustände und über den Kleinmuth, den der entsetzliche Schiffbruch seiner Revolution hinterlassen. Solch eine heilende Einkehr in's eigene Innere dankte die Nation dem Darsteller einer Epoche ihrer Geschichte, da der Anfang zur Gründung ihres modernen Daseins gemacht ward, da die Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau, Fichte und Wilhelm v. Humboldt das alte Preußen aus dem deutschen Geist heraus verjüngten und da eine Volksthätigkeit ohne Gleichen den unwiderstehlichen Anstoß gab zu einem Kriege, der das Joch der Fremdherrschaft mit heldenmüthiger Tapferkeit zerbrach. An diesen großartigen Bildern ward einem entmuthigten Geschlecht die Seele erquickt und ein Glaube an bessere Tage wiedergegeben, der sich an der Vergangenheit stärken mußte, da ihm die Gegenwart keine Nahrung bot. Und hier berührt sich das Verdienst dieses Werkes mit dem, was seinen Vorträgen über denselben Gegenstand ihre außerordentliche Bedeutung verlieh. — Ueber Häusser's Vortragweise verlieren wir hier kein Wort. Zwei seiner Vorlesungen, „Geschichte der französischen Revolution“ 1867, „Geschichte des Reformationszeitalters“ 1868, sind nach stenographischer Niederschrift im Druck erschienen und in dem Vorwort zu der ersteren derselben hat der Herausgeber alles Nöthige bemerkt. Wohl aber darf von ihrer geistigen Wirkung auf die Jugend der fünfziger Jahre gesprochen werden. In dieser Zeit allgemeiner politischen Abspannung, wo Interessen, die jenseits der vier Wände des persönlichen Daseins lagen, gleich feuergefährlichen Dingen gemieden wurden, wo der ruhige Bürger eifrigst beflissen war, zu vergessen und vergessen zu machen, was auch ihm einst die Seele durchglüht und das junge Geschlecht absichtlich in einem Gedankenleben festgehalten ward, dem jeder Schwung, jeder freie Ausblick zu großen nationalen Zielen ferne blieb: in dieser Zeit gab es für die Jugend nur eine Schule politischen Denkens und vaterländischen Empfindens, das war der Hörsaal eines beredten, begeisterten Erzählers der deutschen Geschichte. Und solch eine Schule hatte Häusser der studirenden Welt Heidelbergs aufgethan. Diese Jugend galt es zu erziehen für den Staat und für die Nation, ihr besseres Selbst zu schützen gegen die vergiftenden Einwirkungen der Politik des Tages, in der Vergangenheit unseres Volkes das Gesetz seiner Entwicklung aufzuzeigen und bei den Brennpunkten dieser die Seelen der Hörer festzuhalten, an plastischen Bildern echter Größe ihre Begeisterung zu entzünden, ihnen Glauben an das Vaterland und herzhaftes Staatsgesinnung einzuschöpfen. Das hat Häusser verstanden, wie kaum je ein akademischer Lehrer, und das Eigenthümliche an der Meisterschaft seiner Vorträge bestand darin, daß der Darsteller mit seinem Stoff nur ein Leben zu haben schien, weil Alles überwunden war, was an den Unterschied von subjectiv und objectiv erinnert hätte. — Im Jahre 1859 ging das Stilleben des gelehrten Fleißes und der ungestörten akademischen Thätigkeit für immer zu Ende; in dem Kampfe gegen das Concordat stand Häusser in erster Reihe, seinem persönlichen Einfluß auf den Großherzog, der einst in Heidelberg sein Hörer gewesen war, haben die Ultramontanen vornehmlich den Sturz ihres ganzen, fein angelegten Operationsplanes zugeschrieben; gewiß ist, daß er der schneidigste Wortführer unter denen war, die die Annahme der Convention unmöglich gemacht haben. Mit seinem Wiedereintritt in die Kammer, 1860, begann jene aufreibende Doppelthätigkeit, die die riesige Leistungskraft des Mannes in blendender Weise entfaltete, aber gleichzeitig seinen Körper zerrütten, seine Gesundheit unheilbar treffen sollte. Häusser war die Seele der Kammer, der leitende Geist der neuen Aera, der unermüdet arbeitsame Berichterstatter, der allezeit schlagfertige, hinreißend beredte Tribun. Die Semester vergingen unter Kammerreden in Karlsruhe und Vorlesungen in Heidelberg; wie oft kam Häusser direct von Karlsruhe auf's

Katheder und direct vom Katheder in die Kammer — und die Ferien verbrachte er im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Das ging schon über gewöhnliche Menschenkräfte hinaus. Da kam im Herbst 1863 mit dem Wiedererwachen der deutschen Frage, dem Ausbruch der schleswig-holstein'schen Wirren, eine Häufung der Arbeit, eine Heze maßloser Anstrengung über ihn, der keine Kraft auf die Dauer gewachsen war. Im Oktober 1864 machten sich die Symptome eines Herzleidens empfindlich bemerkbar, das der Arzt alsbald als hoffnungslos erkannte. Häusser schied aus der Kammer. Mit gewaltsamer Anstrengung hielt er den wankenden Körper aufrecht, um als Forscher und Lehrer nach wie vor seine Schuldigkeit zu thun. Bis zum letzten Athemzuge ist er der rastlos thätige Mann geblieben, der über der Arbeit jedes Leiden vergaß. Unter den Studien seiner letzten Jahre nehmen die Vorarbeiten zu einer Geschichte Friedrichs des Großen den ersten Platz ein. Zwei Mal hatte er für den großen Monarchen seine Lanze eingelegt, 1859 gegen Macaulay (in Sybel's Zeitschrift), 1862 gegen Onno Klopp (Zur Beurtheilung Friedrichs des Großen). Diese Studien gehörten zu den vielen angefangenen Arbeiten, die ihm erst der Sturm und Drang der Politik, nachher sein körperliches Leiden unterbrach. Seinen letzten öffentlichen Vortrag hielt er im Museum zu Heidelberg (April 1865) über Elisabeth Charlotte, mit dem er an ein Lieblingsthema seiner Jugend anknüpfte. Sein letztes Colleg behandelte die „Deutsche Geschichte“, die er im Hause lesen mußte, und deren Schluß er nur um drei Tage überlebte. Am späten Abend des 14. März 1867 dankte er seinen tieferschütterten Hörern für ihre Ausdauer: „So schwer mir körperlich diese Vorlesungen geworden sind, kaum je habe ich in einem Semester so viel Trost und innere Befriedigung aus ihnen hinweggenommen, als in diesem: sie haben mich wieder in engere Verbindung mit meiner Wissenschaft gebracht, das ist mit meiner Welt. Und so sage ich Ihnen ein herzliches Lebewohl“. Am Abend darauf hat er zum letzten Mal die philosophische Facultät als Decan um sich versammelt und am Morgen des 17. fand ihn die Gattin sanft entschlafen. — So ist Häusser hinübergegangen, mitten in der Arbeit abgerufen durch ein mitleidloses Geschick, drei Jahre, ehe der Traum seines Lebens in Erfüllung ging. Als der Staatsminister Jolly am 22. December 1870 der badischen Kammer den Bündnißvertrag von Versailles vorlegte, gab er einem Gefühle Ausdruck, das sich unwillkürlich in Tausenden regte; er gedachte in warmen Worten Ludwig Häusser's. „Unser Volk, sagte er, feiert nach Jahrhunderte langer Vorarbeit seine politische Auferstehung, würdig einer großen Nation von 40 Millionen gebildeter, gesitteter Menschen. Nicht der glänzende Schimmer eines geistreichen Gedankens, einer durch ihre Neuheit überraschenden und blendenden Idee hat unser Volk in Bewegung gesetzt; wir dürfen die herrlichen Thaten dieser Tage als die reife Frucht einer langen, mit treuem Fleiße gepflegten Entwicklung betrachten: wir dürfen darauf das Vertrauen stützen, daß das Errungene von Dauer sein werde. Deshalb müssen wir auch heute dankbar all der Männer gedenken, die in langen, trüben Zeiten treu aushielten, die mit köstlichem Muthe die geistige Kraft, den nationalen Sinn unseres Volkes groß zogen und nährten. Unter den Vielen, die ich in dieser Beziehung erwähnen könnte, liegt mir an dieser Stelle Einer am Nächsten, der Mann, der wie kein anderer, zumal in Süddeutschland, die Herzen der Jugend patriotisch erwärmte, der viele Jahre hindurch eine Zierde dieses hohen Hauses war, wir können diese Tage nicht vorübergehen lassen, ohne Ludwig Häusser's zu gedenken“. In der That, das Geschlecht, das im Jahr 1870 den deutschen Staat erstritten und begründet hat, kam aus einer geistigen Waffenschmiede, deren Arbeit nicht von gestern war. Inmitten des neuen Lebens, das uns seitdem aufgegangen, war unmöglich, des Mannes zu vergessen, der an

dieser Arbeit so hingebend und so mächtig Theil genommen. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, als das Andenken eines der tapfersten und edelsten Kämpfer, die dem Gedanken der Einheit unseres Volkes beschieden gewesen sind.

Wilhelm Oncken.

Johann Friedrich Hauß

hat sich um die Geschichte des Heidelberger Bildungswesens Verdienste erworben, die seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern werden. In Neckesheim am 13. September 1797 geboren, seit 1809 auf dem reformirten Gymnasium und in den Jahren 1815—1819 auf der Universität zu Heidelberg als Philologe und Theologe gebildet, ist er, unmittelbar nach rühmlich bestandenem Landesexamen, an der Schule, die ihn erzogen, Lehrer geworden (1819, 1820 fest angestellt) und über 40 Jahre (bis 1861) thätig gewesen, seit 1833 abwechselnd mit einem katholischen Collegen die Anstalt leitend. So, zwei Menschenalter hindurch fest verwachsen mit dem Gesichte Heidelbergs, durfte er für „engere“ und weitere Kreise der Stadt Jahrzehnte lang als ein beinahe nothwendiges Bindeglied gelten. War es zu verwundern, daß der rührige Mann, was er an Zeit von der über die Grenzen der Schule ausgedehnten Arbeit des Unterrichtens erübrigen konnte, der Erforschung der Geschichte Heidelbergs zuwendete, das er eigentlich seine Vaterstadt nennen durfte; war es nicht natürlich, wenn seine Privatstudien diesen Weg gingen, daß er, der Schulmann von Fach, sich die Geschichte des geistigen Lebens in der alten Neckarstadt zum Gegenstand wählte. Von der ersten Arbeit an, die er im Jahre 1825 als Beilage zum Schulberichte drucken ließ, und die in kurzem Abriß die Geschichte des reformirten Gymnasiums enthielt, bis zu der letzten, der Geschichte der Universität Heidelberg, die nach seinem Tode sein Freund Reichlin-Meldegg (1862 und 1864, in 2 Bänden) herausgab, ist es die Gelehrten-geschichte seiner Stadt, für die er von allen Seiten her sammelte und arbeitete. Eine stattliche Reihe von Schulprogrammen verwandten Inhaltes kann dafür zeugen. Man könnte nicht sagen, daß Hauß in diesen Arbeiten eine eigentliche Geschichte des geistigen Lebens von Heidelberg gegeben, aber als nöthige Vorstudien, als wegweisende Sammlungen dürfen sie wohl gelten. Sie werden einer kundigen Hand manchen Baustein zu größerem Werke bieten. — Hauß ist nach über 40jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt worden (1861) und nicht lange nach seiner Pensionirung am 11. Januar 1862 gestorben.

A. Thorbecke.

Johann Peter Hebel.

Hebel's Lebensgang ist einfach und fast schmucklos. Nachdem einmal der mittellose Knabe durch ein gütiges Geschick in glückliche Hände gekommen war, stieg er, fast ohne es zu wollen, von Stufe zu Stufe, trieb, ihm selbst fast unbewußt, sein Geist jene schönen Blüthen der Dichtkunst und der Meisterschaft in volkstümlicher Darstellung, die seinen Namen weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinaustrugen und ihn zu einem der beliebtesten Dichter des deutschen Volkes machten. Johann Peter Hebel wurde am 10. Mai 1760 in Basel geboren und am 13. Mai in der Kirche zu St. Peter getauft. Sein Vater, Johann Jacob Hebel, stammte aus dem damals pfälzischen, nunmehr preussischen Städtchen Simmern auf dem Hunrück, wo der Name Hebel seit dem Mittelalter, wie weiter abwärts am Mittelrhein, in der Gegend von Speyer bis Bingen viel verbreitet war. Er war ein Weber, welches Handwerk sich in der Familie vererbt zu haben scheint, und verließ schon als junger Mensch seine Heimath, um in der weiten Welt sein Glück zu versuchen. Er trat zu Basel in Kriegsdienste und begleitete als Diener den damaligen Major Iselin